

**Pascal Bruckner**  
**Der eingebildete Rassismus**

Pascal Bruckner, 1948 geboren, ist einer der bekanntesten Romanciers und Essayisten in Frankreich und ein Vertreter der Nouvelle Philosophie. Als Verfechter der europäischen Aufklärung, des Laizismus und der universellen Menschenrechte wurde er für seine Bücher mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, die in mehr als dreißig Ländern erschienen sind. In Deutschland erschienen u.a. »Das Schluchzen des weißen Mannes« (1984), »Die demokratische Melancholie« (1991), »Der Schuldkomplex« (2008)  
Titel der französischen Originalausgabe: »Un racisme imaginaire. Islamophobie et culpabilité«, Paris 2017.  
Copyright © 2017 Editions Grasset & Fasquelle

Edition  
TIAMAT  
Deutsche Erstveröffentlichung  
1. Auflage: Berlin 2020  
© Verlag Klaus Bittermann  
[www.edition-tiamat.de](http://www.edition-tiamat.de)  
Druck: cpi books  
Buchcovergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign  
ISBN: 978-3-89320-262-1

**Pascal Bruckner**

# **Der eingebildete Rassismus**

**Islamophobie und Schuld**

**Aus dem Französischen von  
Alexander Carstiuc, Mark Feldon  
Christoph Hesse & Uli Krug**



**Critica  
Diabolis  
280**

**Edition  
TIAMAT**

»Ein neues Wort wurde kreiert, das den Blinden erlaubt, blind zu bleiben. Islamophobie. Kritiker der militanten Gewalt dieser Religion in ihrer gegenwärtigen Erscheinung werden als Fanatiker angesehen.«

Salman Rushdie, »Joseph Anton«

*Für Patrice Champion,  
in Erinnerung an Sarajevo*

## **Inhalt**

Einführung

Eine semantische Übertreibung – 7

### **Erster Teil**

#### **Die Fabrikation eines Gesinnungsverbrechens**

Kapitel 1

Das Verschwinden der Rasse und die Vermehrung  
der Rassisten – 15

Kapitel 2

Eine Waffe der Masseneinschüchterung – 26

Kapitel 3

Das Wunder der Transsubstantiation – 37

### **Zweiter Teil**

#### **Die Linke erkrankt an einer Verleugnung**

Kapitel 4

Die Islam-Linke oder die Vereinigung des Zorns? – 49

Kapitel 5

Eine unnatürliche Ehe – 59

Kapitel 6

Die Schuld des Opfers und die Unschuld der Henker – 72

### **Dritter Teil**

#### **Muslime gleich Juden?**

Kapitel 7

Vom Prinzip der Äquivalenz zum Prinzip der Substitution – 85

Kapitel 8

»Jede Menge« Vernichtungen – 93

Kapitel 9

Der verfluchte weiße Jude – 99

Kapitel 10

Ein semantisches Racket – 108

**Vierter Teil**

**Sind wir schuldig, weil wir existieren?**

Kapitel 11

Die Kriminalisierung des Vorbehalts – 117

Kapitel 12

Die Minderheiten: Schutz oder Gefängnis? – 127

Kapitel 13

Der Rassismus der Antirassisten – 137

Kapitel 14

Den Okzident dekolonisieren? – 150

**Fünfter Teil**

**Welche Zukunft hat Gott?**

Kapitel 15

Der Krieg gegen den Terror: Ein falscher Schein? – 163

Kapitel 16

Widerstand oder Buße – 174

Kapitel 17

Die westlichen Werte sind nicht verhandelbar – 183

Kapitel 18

Gottesmüdigkeit – 192

Kapitel 19

Herrlichkeit und Tragödie der Toleranz – 201

Epilog

Die Geschichte als Mahnung – 211

Anmerkungen – 217

## Einführung

### Eine semantische Überarbeitung

1910 veröffentlichte André Quellien, ein Mitarbeiter des französischen Kolonialministeriums, eine Schrift zur Islampolitik in Französisch-Westafrika.<sup>1</sup> Die für Spezialisten und Beamte des Imperiums bestimmte Arbeit ist eine bedächtige Lobrede auf die »praktische und nützliche« Religion des Korans, die für die Einheimischen leichter anzunehmen sei als das für die rudimentäre und materialistische Mentalität der »Neger« viel zu komplizierte, zu abstrakte und zu strenge Christentum.

Der Autor dieses Berichtes hält es für angebracht, herauszustreichen, dass der Islam, solange man ihn taktvoll behandle, der beste Verbündete des französischen Kolonialismus sei und die europäische Inbesitznahme begünstige, da die Religion des Propheten Mohammed diese Völker dem animistischen Fetischismus und dessen erniedrigenden Praktiken entreißen würde. Quellien plädiert dafür, den Islam nicht mehr als Fanatismus zu verurteilen, sondern ihm vielmehr wohlwollende Neutralität entgegenzubringen.

Den großen Arabisten, Linkskatholiken, Spezialisten für islamische Mystik und Verfechter eines Dialoges zwischen Islam und Katholizismus, Louis Massignon (1883–1962) vorwegnehmend, geißelt er die in der französischen Kolonialverwaltung grassierende Islamophobie

genauso wie die dem romantisch verklärten Orientalismus zugehörige Islamophilie. »Das hohe Lied des Islams zu singen, ist genauso voreingenommen, wie ihn ungerecht zu verurteilen.« Der Islam müsse kühlen Verstandes als ein Werkzeug der Regierung betrachtet werden, schreibt Quellien, der an dieser Stelle als ein um den sozialen Frieden besorgter Verwalter argumentiert. Er beklagt die Verlockung, eine Konfession, die den Frieden im Kolonialreich wahrt, wegen der seiner Meinung nach von ihr hervorgebrachten »kleineren Missstände« wie »fortdauernde Sklaverei und Polygamie« zu verteufeln. Da nun der Islam den besten Verbündeten des Kolonialismus abgebe, müssten auch seine Gläubigen vor den schädlichen Einflüssen moderner Ideen geschützt und ihre Lebensweise bewahrt werden (eine Haltung, die sich heutzutage in der radikalen Linken und in den angelsächsischen Ländern häufig findet).

In derselben Epoche schrieb ein anderer, in Dakar residierender Kolonialbeamter: »Was auch immer von denjenigen vorgebracht wird, für welche Islamophobie eine Regel darstellt, um Eingeborene zu regieren, hat Frankreich in Westafrika von Moslems nicht mehr zu fürchten als von NichtMoslems. (...) Die Islamophobie hat demnach keine Daseinsberechtigung mehr in Westafrika, wo andererseits der Islamophilie nachgesagt wird, ein Gefühl des Misstrauens bei der nichtmoslemischen Mehrheit hervorzurufen.«<sup>2</sup>

Der Begriff Islamophobie existierte anscheinend schon im 19. Jahrhundert, was erklärt, warum französische Kolonialbeamte ihn unvermittelt verwenden konnten. Wie sein Antonym, die Islamophilie, stellt er auf gelehrte oder profane Weise eine Konstante der europäischen Geschichte seit dem 18. Jahrhundert dar, der Geschichte eines Europas, das immer auch von der islamischen Kul-



tur fasziniert war.<sup>3</sup> Nach der Chomeini-Revolution im Iran verwandelte sich der Begriff zu einer Waffe in der politischen Debatte. In der Zeit zwischen 1979, als die amerikanische Feministin Kate Millett wegen ihres Protests gegen die Einführung des Schleiers für Frauen aus dem Iran ausgewiesen wurde, und der Rushdie-Affäre 1989, die wegen des Einflusses britischer Moslems explodierte, wurde dieser in Vergessenheit geratene Begriff reaktiviert und reüssierte in anderer Form.

Ein Konzept gehört nicht demjenigen, der es erfunden hat, sondern demjenigen, der es wieder hervorholt und popularisiert. Diese Neuauflage schuf die Möglichkeit, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: einerseits, die Verräter am islamischen Glauben zu stigmatisieren, andererseits den gottlosen Westen zum Schweigen zu bringen.

1789 und nochmals 1791 schaffte Frankreich das Delikt der Blasphemie ab, das über Jahrhunderte Konflikte zwischen Katholiken und Protestanten verursacht hatte.

(Die Restauration schuf mit der Absicht, der Presse einen Maulkorb anzulegen, ein neuerliches Gesetz gegen Gotteslästerung, das von der Julimonarchie außer Kraft gesetzt und schließlich 1881 abgeschafft wurde.) Lepeletier de Saint-Fargeau, ein Mitglied der verfassungsgebenden Versammlung, schrieb in seinem Bericht zum geplanten neuen Strafrecht, es sei notwendig, »den ganzen Haufen der eingebildeten und halluzinierten Verbrechen, die unsere alten Gesetzbücher durchzogen, abzuschaffen. Zukünftig wird man in ihnen die Kapitalverbrechen Häresie, Majestätsbeleidigung, Hexerei oder magische Praktiken, für die im Namen des Herren so viel Blut auf Erden vergossen wurde, nicht mehr finden.«<sup>4</sup>

Was für ein wunderbarer Gesetzentwurf, der in unseren Tagen überholt erscheint angesichts der vielen obskuranthistischen Kräfte, die, angeführt von UN-akkreditierten

Anwälten und Theologen aus dem Nahen und Mittleren Osten, alles in ihrer Macht Stehende unternemen, um den Straftatbestand der Blasphemie wieder einzuführen: diese Versündigung der Zunge, die die soziale und himmlische Ordnung in Frage stellte und die unter der alten Ordnung in Frankreich und Europa vergolten wurde, indem dem Sünder die Zunge herausgeschnitten oder die Lippen zugenäht, indem er gefoltet oder sogar getötet wurde.

Im gleichen Geiste, in dem Lapeletier de Saint-Fargeau den Tatbestand der Blasphemie verächtlich macht, wollen wir die Islamophobie als eingebildeten Rassismus anklagen.

Bei all seinen wabernden und nebulösen Andeutungen vermengt dieser Begriff mindestens zwei verschiedene Intentionen: einerseits die Verfolgung von Gläubigen, die ganz klar verdammenswert ist, und andererseits die Kritik an Religionen, wie sie in allen zivilisierten Ländern praktiziert wird. Religionskritik gehört zum Geist einer freien Auseinandersetzung und Diskussion in der offenen Gesellschaft und sicherlich nicht in den Bereich der Diskriminierung. Einen Gläubigen anzugreifen, ist ein Verbrechen. Über einen Glaubensgrundsatz, eine religiöse Doktrin, zu diskutieren, sie in Frage zu stellen, ist ein Recht. Das zu vermengen, ergibt ein unverträgliches Gebäu.

Um noch deutlicher zu werden: Jede Beleidigung einer verschleierten Frau auf der Straße, jede Brandstiftung, jede Zerstörung oder Verwüstung einer Moschee, jegliche Beschimpfung einer Gruppe von Moslems, ist ein Schlag ins Gesicht der Republik und ihrer anderen Bürger: Christen, Juden, Buddhisten und Atheisten wie Nichtgläubige.

Während all diese Angriffe hart bestraft werden müssen

und alle religiösen Stätten als Teil des nationalen Kulturerbes geschützt werden sollten, darf jedoch die freie Rede nicht zugunsten der Religion eingeschränkt oder unterbunden werden. Es handelt sich hierbei um grundverschiedene Bereiche. Es gibt bereits so viel reale Diskriminierung – aufgrund der Hautfarbe, der Erscheinung, der Begabungen, des sozialen Status und des Akzents –, dass es sinnlos wäre, diesen realen Diskriminierungen erfundene und halluzinierte hinzuzufügen.

Man stelle sich vor, die Kirche hätte im 18. Jahrhundert auf die Angriffe von Voltaire, Rousseau, Diderot, d'Alembert und ihresgleichen mit dem Vorwurf reagiert, derlei sei rassistisch. (Dieses Wort existierte in jener Epoche noch gar nicht.) Man stelle sich weiter vor, dass man eine solche Verteidigung bis ins 20. Jahrhundert hinein fortgesetzt hätte und dass die kirchlichen Autoritäten jeden Zweifel an der Bibel und die freie Äußerung dieser Argumente mit dem Vorwurf, so legitimiere man »Christianophobie«, zu zensieren versucht hätten. Das Christentum wäre eingefroren geblieben, starr und unveränderlich, unfähig, sich zu wandeln und sein Erbe zu überdenken. Es waren die Attacken seiner Gegner, die es erneuerten und aus seinem langen dogmatischen Schlaf erweckten.

Seien wir ehrlich: Es mag sich bei unserem Unterfangen um eine bereits von Anfang an verlorene Schlacht handeln. Der Ausdruck Islamophobie ist Teil des global gebrauchten Wortschatzes geworden. Er dient als juristischer und politischer Schild, um alle Kritik abzuwehren.

Doch dies ist kein Grund aufzugeben. Wie man an der Geschichte der Totalitarismen des 20. Jahrhunderts erkennen konnte, kam es bereits früher vor, dass die Sprache erkrankte. Um einen immer und immer wiederholten Ausspruch Camus' wieder aufzugreifen:

»Die Dinge falsch benennen heißt, das Unglück in der Welt zu vergrößern.«

Der Kampf ist zuallererst philosophischer Natur. Wer sich der Sprache bemächtigt, ergreift Besitz von den Köpfen und Gedanken und pflanzt die Lüge ins Herz der Sprache. Für den Augenblick haben die Fundamentalisten die Schlacht um die Sprache gewonnen, es bleibt jedoch immer noch Zeit, ihre außergewöhnlich gut geölte Maschinerie lahmzulegen.

Den Ausdruck Islamophobie madig zu machen, ihn zu delegitimieren, Zweifel und Unbehagen an ihm zu verbreiten, ihn quasi in Anführungszeichen zu setzen und dadurch zu schwächen, ist das Vorhaben dieses Essays. Um den Kampf gegen den Fundamentalismus zu gewinnen, müssen wir ihn zuerst auf dem Terrain der Ideen führen. Ich möchte hier Instrumente vorstellen, die helfen sollen, den Hexenprozess zu sabotieren und sich der Erpressung zu verweigern.

# **Erster Teil**

## **Die Fabrikation eines Gesinnungsverbrechens**



## Kapitel 1

### Das Verschwinden der Rasse und die Vermehrung der Rassisten

»Zermalmt das Infame«

»Zermalmt die Niedertracht«

Unterschrift von Voltaire unter seine Briefe,  
Wahlspruch der Aufklärer.

Am 16. Mai 2013 verbannte das französische Parlament auf Initiative der Linksfrente den Begriff der »Rasse« aus der gesamten Gesetzgebung, um »unsere Gesellschaft auf pädagogischer und ideologischer Ebene weiterzuentwickeln, gleichwohl wir alle davon überzeugt sind, dass diese symbolische Geste nicht ausreichen wird, den Rassismus zu tilgen«. (François Asensi)<sup>1</sup>

In seiner Wahlkampagne hatte auch der Präsidentschaftskandidat François Hollande diese Bewegung mit der Absicht unterstützt, »all diesen widerlichen Theorien den Boden unter den Füßen zu entziehen.« Der Abgeordnete Alfred Marie-Jeanne,<sup>2</sup> der den Gesetzesvorschlag präsentierte, betonte, der Begriff der Rasse sei Ausdruck eines »irrsinnigen und abwegigen Konzepts«. Als Grundlage der schlimmsten Exzesse »hat er keine Daseinsberechtigung mehr in unserer Rechtsordnung.«

In den öffentlichen Debatten mit einem Tabu belegt, ist er außer in den Predigten der extremen Rechten und in den Texten von Rappern weitgehend verschwunden. Diese Initiative war Ausdruck unserer Wunschvorstellung, Probleme zu lösen, indem man sie annulliert, für null und nichtig erklärt. Da es keine Rassen mehr gibt, soll auch der Begriff Rasse verschwinden.

Es gibt keine Rassen mehr, bis auf eine: die sich wie Ungeziefer vermehrende Rasse der Rassisten, die eine Umerziehung nötig hat. Um die Unterschiede auszulöschen, müssen wir einen Unterschied hervorheben, den des Rassisten, der als der absolut Andersartige, der Barbar schlechthin, abgelehnt wird. Demnach ist alles, was wir zu tun haben, um den Tumor herauszuschneiden, das böse Wort zu eliminieren, und dann wird endlich alles gut sein.

Der Hintergrund dieser Gesetzesnovelle war, dass die Zahl feindseliger Akte zwischen Franzosen verschiedener ethnischer Herkunft stark angestiegen war und somit im Gegensatz zu dem stand, was von den Eliten proklamiert worden war.

In den Schulen, auf der Straße, in den Medien und in Liedtexten zerbröselte der schöne Traum der Koexistenz unter all den Beleidigungen, den Schlägereien und Kämpfen, deren Fronten immer auf diverse ethnische Herkunftsbezeichnungen rekurrten, wie die »feujts« (Juden), die »rebeus« (Araber), die »gaulois« (Gallier), »céfrans« (Franzosen), »noiches« (Asiaten); diese Aufzählung ließe sich schier endlos fortsetzen. Den auf die harmonische Koexistenz angestimmten Hymnen entspricht die zerbröckelte Menschheit. Noch nie hat man einander aufgrund der Herkunft, des Glaubens und der Hautfarbe so heftig attackiert wie heute.

In einer spezifischen Dynamik, die schon von den bei-



den scharfsinnigen Beobachtern Paul Yonnet und Pierre-André Taguieff bemerkt wurde, tendiert der Antirassismus dazu, jegliche Form ethnischer, politischer, sozialer, sexueller oder religiöser Konflikte zu radikalieren. Er erschafft ununterbrochen jenes Unheil, das er zu bekämpfen vorgibt.

Es ist ein sonderbarer Mechanismus, der vermutlich im Zusammenhang mit dem Untergang des kommunistischen Projektes ausgelöst wurde und den es zu entschlüsseln gilt. Überall scheint der Kampf der Rassen den Kampf der Klassen zu ersetzen, wie schon Raymond Aron vor sechzig Jahren fürchtete. Alles ist rassistisch geworden, die Kulturen, die Religionen, die Gemeinschaften, die sexuellen Vorlieben, das Denken, die Essgewohnheiten.

Ist nicht erst neulich der Neologismus »Pauvrophobie« (ATD Vierte Welt, Oktober 2016)<sup>3</sup> kreiert worden, um die Diskriminierung des Prekariats anzuprangern? Reine sprachliche Kosmetik, die die Situation der Ausgeschlossenen nicht im geringsten verbessert, jedoch die Gesellschaft beruhigt.

Solche Phobien verbreiten sich wegen dieser eigenartigen Ungereimtheiten, die Furcht und Angst mit Hass gleichsetzen, rasch und ungehemmt aus. Eine Gruppe, eine sexuelle Orientierung, eine Glaubensrichtung oder eine proletarische Ausdrucksweise zu fürchten, bedeutet bereits, Hass zu zeigen und zwischen Abneigung und Irrsinn zu schwanken. Die phobische Person ist zweifach schuldig, auf der psychologischen und der sozialen Ebene.

Das Problem wurde nicht gelöst, sondern lediglich verschoben. Alles, was Menschen unterscheidet, führt dazu, sie gegeneinander aufzubringen. Die kleinste Unstimmigkeit, das geringste Unbehagen wird als rassistische Ab-

wertung neu interpretiert. Sobald sich eine Person angegriffen fühlt, ein Blick oder ein Wort genügen schon, kann sie dich mit erhobenem Zeigefinger anklagen.

Aber was sollte ein wohlverstandener Antirassismus sein?

Die Kunst des Zusammenlebens sowie die Verlockung des Andersseins, wenn die Individuen ganz unterschiedlicher Herkunft an einem Ort miteinander in Kontakt kommen, verlangt doch auch praktische Intelligenz, um zwischen rassistischer Demütigung und Meinungsfreiheit zu unterscheiden. Rufen wir uns in Erinnerung, dass das Ziel kluger Politik sein sollte, Zwietracht und Krieg zu verhindern. Doch der Antirassismus entwickelte sich zur Zivilreligion der (Post-)Moderne, die mit anklagender Rhetorik permanent die Feindseligkeit aller gegen alle schürt.

Die Verdichtung von Zeit und Raum, bedingt durch die innovativen Technologien und neuen Transportmittel, beraubte uns der Distanzen, die uns vor unliebsamen Dingen geschützt haben. Doch auf einem Planeten, auf dem Menschengruppen immer in Bewegung sind und miteinander kollidieren, wird der aufeinander ausgeübte Druck unerträglich. Das Netz zieht sich zusammen und verursacht ein Gefühl der Klaustrophobie, ja sogar der Ablehnung. Die Globalisierung drückt jenen historischen Moment aus, in welchem sich die Welt ihrer Grenzen und die Menschen sich ihrer wechselseitigen Abhängigkeit bewusst werden. Das Universum hört auf, der Raum ihres Austausches zu sein, und wird zum Ort der Qualen, die sie sich wechselseitig bereiten. Seit die Menschen voneinander durch nichts als ein paar Stunden Flug oder Zugfahrt getrennt sind, haben sie keine Möglichkeit mehr, den für jede Beziehung nötigen Abstand zu halten. Sie sind gefangen in der unerträglich engen des globa-

len Dorfes, wo von Zeit zu Zeit die Unterschiede wieder hervorgekehrt und die Abstände erneuert werden müssen, damit jeder seinen Platz wiederfindet.

Das von der Moderne gegebene Versprechen des Überschreitens, der großartigen Möglichkeit, dem engen Raum, der Familie und dem Stamm zu entkommen, verwandelt sich in ein weltweites Gefangensein. Die Erweiterung des Horizonts mündete in die Wahrnehmung, dass der Horizont selbst eine neue Grenze darstellt.

Da es nur noch eine einzige Welt gibt, die der Bevölkerungsexplosionen, der Naturkatastrophen und der Massenmigration, ist die Notwendigkeit für die Menschen so groß wie nie, sich als Teil von Kollektiven zu begreifen. Die Spannungen wachsen, weil Menschen sich immer näher kommen, sich auf die Füße treten und gezwungen sind, den Raum miteinander zu teilen. Um Brücken zwischen den Menschen zu bauen, müssen erst die Tore wiederhergestellt werden, die das Territorium jedes Einzelnen begrenzen.

Der vorherrschende Rassismus, diese Krankheit der Vereinigung der Welt, ist nicht mehr nur verknüpft mit dem Willen zur Vernichtung, wie es in Deutschland, der Türkei, in Kambodscha oder auch Ruanda der Fall gewesen ist, sondern es ist ein Wunsch nach Einhegung und Abschottung.

Er ist Ausdruck des Wunsches, unter sich zu bleiben und Eindringlinge abzuwehren. Die Gefahr bei multikulturellen Gesellschaften besteht darin, dass eine diktatorische Mehrheit ihre Gesetze denen einer in sich hermetisch abgeschlossenen Gemeinschaft entgegensetzt. In dieser Lage, wird am Ende alles, was die Menschen unterscheidet, als verletzend empfunden. Empfindlichkeiten müssen so mit äußerster Vorsicht behandelt werden, und jeder überlegt sich mehrmals, was gesagt werden darf.

Jedwede unbedachte Bemerkung, eine Missachtung der sozialen Herkunft, eine Erwähnung des Aussehens, ja sogar ein Kompliment können als Diskriminierung wahrgenommen werden. Es bleibt nichts anderes als der Humor, der die Klischees mildert und zügelt. Der rassistische Witz hingegen bringt die Menschen zum Lachen, indem er auf die eine oder die andere Eigenschaft des Humors verzichtet.

Eine große Veränderung in modernen Zeiten: In unseren westlichen Ländern ersetzt die Identitätspolitik tendenziell die Hilfe für die Benachteiligten. Die einstmals von der Linken und den Republikanern zugleich Mystifizierten und Repräsentierten verschwinden zugunsten von Minderheiten. Überall triumphiert die Herkunft über das Soziale, über die Politik und das gelebte Gedächtnis über die erstarrte Geschichte. Überall etabliert sich die abscheuliche Gewohnheit, sich selbst über seine Herkunft, seine Identität und seinen Glauben zu definieren. Die Verschiedenheit wird in eben dem Moment zementiert, in welchem eigentlich die Gleichheit durchgesetzt werden soll. Unbeabsichtigt werden die alten, sich auf die Kategorien von Hautfarbe und Kultur beziehenden Vorurteile weiter gepflegt. Diese Entwicklung erleben wir derzeit, während die Justiz in der modernen Welt schier explodiert.

Der Gerichtssaal wird zum Ort der Wiedergutmachung, der die Opfer entschädigt und die Schurken an den Pranger stellt, die die rote Linie überschritten haben. Im Zeitalter der Demokratie wurde der Gerichtssaal zur pädagogischen Anstalt schlechthin, was daran liegt, dass jeder Mensch dort die Sache verteidigt, die ihm selbst am meisten zählt: sich selbst.

Vor Zeugen schildert man sein Leiden und die erlittenen Kränkungen. Das Trio des Rechtsanwaltes, des Rich-

ters und des Anklägers macht den Gerichtssaal zur versinnbildlichten Schlüsselszene der menschlichen Abenteuer im Zeitalter der Identität.

Für die Kritik an der *political correctness* gilt (ein Euphemismus, der in den Rang einer Lebenskunst erhoben wurde), dass sie selbst eine andere Form des Konformismus darstellt, eine Konvention des Unkonventionellen, eine Rechtgläubigkeit der Irrlehre, die nichts anderes vermag, als jeder Sackgasse eine weitere hinzuzufügen.

Wir werden uns nicht gegenseitig beleidigen, um Meinungsfreiheit zu demonstrieren. Wir müssen uns bewusst machen, dass es sich bei der Selbstbeschränkung unseres Urteilens über andere nicht um bloße Zensur, sondern um den Mindestanstand handelt, den wir einander in pluralistischen Gesellschaften schulden. Wie schon Kant sagte, Höflichkeit ist kleingeschriebene Politik.

Ein Donald Trump konnte zum Präsidenten der USA gewählt werden, weil er diese wesentliche Tatsache ignorierte, was ihm erlaubte, während des Wahlkampfes Mexikaner, Immigranten, Schwarze, Moslems, Chinesen und schlichtweg alle Widersacher seines Programms zu beleidigen. Doch ist dieser Volkstribun, der sich freiwillig so clowneske wie ernerische Züge gibt und isolationistische und protektionistische Auffassungen vertritt, nicht selbst ein, wenn auch ungewolltes Produkt des politisch korrekten Amerikas, das er frontal und niederträchtig angreift? Auf die von republikanischen und demokratischen Eliten propagierte Sprachdisziplin reagierte er mit absoluter Verweigerung. Er attackierte impulsiv und persönlich, mit Spott für Frauen und Behinderte, mit Todesdrohungen gegen seine Rivalen und Gegner, mit Aufrufen an die Armee, die Folter anzuwenden und Kriegsverbrechen zu begehen, kurz gesagt, in mafiösem Jargon und nicht in der Sprache seriöser Politik. (Selbst wenn er sich

seither gemäßigter äußert und scheinbar eher pragmatisch agiert).

Was ist das, politische Korrektheit? Eine Allergie dagegen, Dinge beim Namen zu nennen; das Ignorieren von Problemen; die Unfähigkeit, Aussagen zu treffen, ohne Metaphern zu verwenden, Verschiebungsleistungen zu erbringen oder die Dinge absichtsvoll unklar auszudrücken. Worte werden so in ihrer Bedeutung unkenntlich gemacht, wie dies mit den Genitalien gewisser Statuen und den Beinen am Konzertflügel in der viktorianischen Epoche praktiziert wurde, um keinesfalls die Gefühle der gehobenen Gesellschaft zu verletzen. Zu sagen, was der Fall ist, das Gesehene wiederzugeben, wäre schockierend. Stigmatisieren heißt heute, das zu benennen, was nicht benannt werden soll. Wir »stigmatisieren«, sobald wir ein Problem ansprechen. Machen wir uns doch bewusst, dass beide Präsidenten, Barack Obama und François Hollande,<sup>4</sup> während ihrer Präsidentschaft unfähig schienen, über »islamischen Terrorismus« oder den radikalen Islam zu sprechen und sich hingegen immer hinter unklaren oder neutralen Ausdrücken versteckten, wenn sie unsere Gegner zu benennen hatten. Das aktuell vorherrschende Tabu umfasst nicht nur Glaubensfragen oder die Welt der Ideen, sondern ganze Bereiche der Realität.

In einigen amerikanischen Universitäten wurde zum Beispiel schon der einfache Gebrauch von Ausdrücken wie »Islamismus« oder »radikaler Islam« von den Behörden untersagt.<sup>5</sup> In unseren multiethnischen und multikulturellen Gesellschaften ist die Beleidigung von Einzelpersonen oder Minderheiten verboten. Dies stellt einen Fortschritt und eines der Tabus dar, welche unser Dasein ausmachen.

Seit 1945 wird der offene Rassismus, das, was im an-

gelsächsischen Sprachraum als »hate speech«, als Hassrede, bezeichnet wird, mit Lynch- oder Mordabsichten in Verbindung gebracht. Die Tatsache, dass man nicht mehr offen und laut im Fernsehen oder in der Öffentlichkeit verkünden kann, dass die Juden, die Araber, die Schwarzen, die Maghrebiner, die Weißen, die Katholiken, oder die Moslems müssten getötet werden, stellt für sich genommen eine gute Sache dar. Schattenseite dieses Fortschritts ist jedoch, dass man, um der Anklage des Rassismus zu entgehen, mit Samthandschuhen agieren, vorsichtige Vergleiche wählen und neutrale Begriffe benutzen muss, um nicht der Ächtung und Verfolgung anheimzufallen.

Eine Art von Sprachpolizei überwacht unsere Reden. Es erfordert scharfsinniges Gespür für Nuancen, um eine Person, eine Minderheit oder eine Religion näher zu beschreiben. Vermehrt finden sich Metaphern, die eines für das andere sagen, wobei unterstellt wird, dass jeder sie zumindest ansatzweise entziffern kann. Doch diese Vorsicht auf alle Bereiche der menschlichen Kultur auszuweiten, a priori jegliche Kritik an einem Gesellschaftssystem und an einer Religion zu verbannen, bedeutet zu riskieren, die Gedankenfreiheit zu beschneiden.

Auch in Frankreich nahm diese Entwicklung ihren Anfang, als mit dem sogenannten »Pleven-Gesetz« von 1972, die »Anstachelung zu Diskriminierung, Hass oder Gewalt« gegen Individuen aufgrund »ihrer Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer Ethnie, einer Nation, einer ›Rasse‹ oder Religion« unter Strafe gestellt wurde.<sup>6</sup> Die Ausweitung des gesetzlichen Schutzes auch auf Religionen, war eine Gelegenheit, die Fundamentalisten – ob aus dem Lager der Katholiken oder einem anderen – beim Schopf ergriffen, um Regisseure vor Gericht zu bringen, weil man sich von ihren Filmen diffamiert fühl-

te: »Je vous salue, Marie« von Jean-Luc Godard (1985, »Maria und Joseph«), »The Last Temptation of Christ« von Martin Scorsese (1988, »Die letzte Versuchung Christi«) oder auch »Larry Flynt« von Milos Forman (»Larry Flynt – Die nackte Wahrheit«, 1996). Zur Begründung hieß es, dass bestimmte Wörter Waffen seien, ja geladene Pistolen, die verletzen können, wie es Jean-Paul Sartre, mit Blick auf die mit den Nazis kollaborierenden Schriftsteller ausdrückte, und sich dabei auf die Arbeiten des Linguisten Brice Parain bezog. Nach diesem Muster sollten nun verhöhnende oder die Religion verspottende Reden zensiert werden.

Seit der »Salman-Rushdie-Affäre«, bei der Rushdie von seinen Anklägern wegen Verunglimpfung des Propheten in seinem Roman »Die satanischen Verse« zum Tode verurteilt wurde, und noch mehr seit der Skandalisierung von Mohammed-Karikaturen, die mit der kaltblütigen Ermordung der gesamten anwesenden Redaktion des Magazins *Charlie Hebdo* am 7. Januar 2015 endete, ist der Grat sehr schmal, der die satirische Beurteilung des Glaubens anderer Leute von maximaler Empörung trennt. Wir haben demnach nur die Wahl zwischen Duldung oder Beleidigung.

Der radikale Islam fügt der heiklen Frage der Blasphemie eine wichtige Nuance hinzu: Er hält sich nicht mit behutsamen Ermahnungen auf, er tötet die ihm Zuwiderhandelnden. Alles, was integraler Bestandteil des Geistes der Aufklärung war – Kritik ebenso wie antiklerikale, theologische und philosophische Debatten oder Satire – wird jetzt als Verleumdung betrachtet. Der Streit über »Islamophobie« gibt schließlich auch Auskunft über ein anderes Phänomen: das fortdauernde Auftauchen neuer Formen des Rassismus, die mit ängstlicher Besorgnis registriert werden.



Der Begriff Rassismus schwillt immer weiter an, indem er sich alle Arten von Verhalten, Einstellungen und Ritualen einverleibt, die bislang mit ihm nichts zu tun hatten. Der Antirassismus wie auch die Humanität müssen sich auf einem rasch expandierenden Markt durchsetzen, auf dem jede Gruppe, um der schieren Existenzberechtigung willen behaupten muss, so verwundet worden zu sein, dass es aus ihr etwas Besonderes macht. Es handelt sich bei diesen Gruppen nicht mehr um Vereinigungen von Staatsbürgern, die sich zusammenschließen, um Rassismus zu bekämpfen, sondern um religiöse Vereinigungen oder Lobbyorganisationen, die neue Formen von Diskriminierungen erfinden, um ihr Dasein zu begründen, um maximale Aufmerksamkeit und Reparationen zu erhalten.

Claude Levi-Strauss bereits sagte, dass »nichts den Kampf gegen den Rassismus mehr kompromittiert, von innen aushöhlt und schal macht als die Art und Weise, wie man den Begriff, wenn ich einmal so sagen darf, ›an alle Soßen rührt‹, indem man eine falsche, aber eindeutige Theorie mit gemeinsamen Neigungen und Einstellungen verquickt, bei denen es illusorisch wäre, sich vorzustellen, daß die Menschheit sich eines Tages davon befreien könnte.«<sup>7</sup> Der konsequente Antirassist ist ein Spürhund, der jeden Morgen eine neue Form der Rassentrennung findet und überaus zufrieden damit ist, diese der Gesamtklassifikation des progressiven Denkens hinzuzufügen.